

Schwäne. Farbiger Holzschnitt von Otto Eckmann.

Wand und Bild.

Ein Beitrag zur häuslichen Kunstpflege.

Von

Dr. Erich Willrich.

Mit vierzehn Abbildungen nach Werken moderner Meister.

(Abdruck verboten.)

Daß wir Mangel litten an dem, was man gemeiniglich „Kunst“ nennt, wird kaum einer behaupten wollen. Man braucht ja nur einen Blick in unsere Salons und Ausstellungen zu werfen. Da hängen die Bilder zu Dutzenden, ja Hunderten dicht aneinander gereiht wie die Briefmarken, und Plastiken gibt es, daß man vor Bäumen den Wald kaum sieht. In Kupfer gestochen, radirt und gezeichnet wird in deutschen Landen gleichfalls zur Genüge. Und nicht nur in den Ausstellungen ist „Kunst“ anzutreffen, nein, auch daheim im Hause, für das ja der Deutsche einen ausgesprochenen Sinn haben soll. „Schmücke dein Heim!“ Das bedeutet: wo immer ein leeres Plätzchen ist, da muß „Kunst“ hin, sei's nun ein Bild oder ein japanischer Fächer, ein Majolikateller oder ein bemaltes Ofenblech. Mit „Kunst“ kann man alles verschöner, auch das unansehnlichste Ding veredeln. Darum: Es lebe die „Kunst“!

„Mit Kunst kann man alles verschöner.“ Das gerade ist die verderbliche Meinung, die unser gesamtes Leben so entsetzlich unkünstlerisch macht. Kunst gilt für ein bunt-

flittriges Mäntelchen, das der Armut des Lebens umgehängt wird, um dies einigermaßen erträglich zu machen. Eine kahle, nackte Wand mit abscheulicher Tapete, deren Häßlichkeit man mit möglichst vielen Bildern verdecken muß — so etwa stellt sich im Allgemeinurteil das Verhältnis von Leben und Kunst dar.

Eine ziemlich äußerliche und auch recht feige Meinung! Das junge Geschlecht empfindet anders. Es denkt zu hoch von der Kunst, als daß sie ihm nur ein Mittel zur Vorspiegelung falscher Tatsachen sei; es denkt zugleich besser auch vom Leben. Gab sich — um im alten Bilde zu bleiben — das ältere Geschlecht damit zufrieden, an die häßliche Wand schöne Bilder zu hängen, so fragt sich das junge: ist es nicht möglich, die Wand selber schön zu gestalten?

Gar so neu ist die soeben gestellte Frage übrigens nicht. Ja, sie hat in früheren Zeiten auch schon manch treffliche Antwort gefunden. Im Grunde genommen blieb nur das XIX. Jahrhundert diese völlig schuldig, ja man schien kaum zu ahnen, daß es eine derartige Frage überhaupt gibt. — Wir haben

uns nach der Dede des vorhergehenden Zeitabschnittes gewöhnt, die letzten drei bis vier Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts für einen Höhepunkt der Kunst zu halten. Aber eigentlich gab es doch nur eine Malerei. Einseitig auf sie war die damalige Kunstdefinition zugeschnitten: ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament — eine Definition, die sogar noch für die Malerei allein zu eng ist. Eine doppelte Beschränktheit! Allmählich ringt man sich aus ihr heraus. Das Gefühl unbedingter Befriedigung und Anerkennung weicht der Kritik und schließlich der besseren Einsicht, daß diese letzten Jahrzehnte doch nur eine Lehrzeit waren, und daß es nun gilt, eine Kunst zu schaffen, in weiteren Grenzen, mit weiteren Zielen, keine „Kunst“, die dem Leben äußerlich angeklebt wird wie ein „Ornament“, sondern eine Kunst innig verwachsen mit dem Leben.

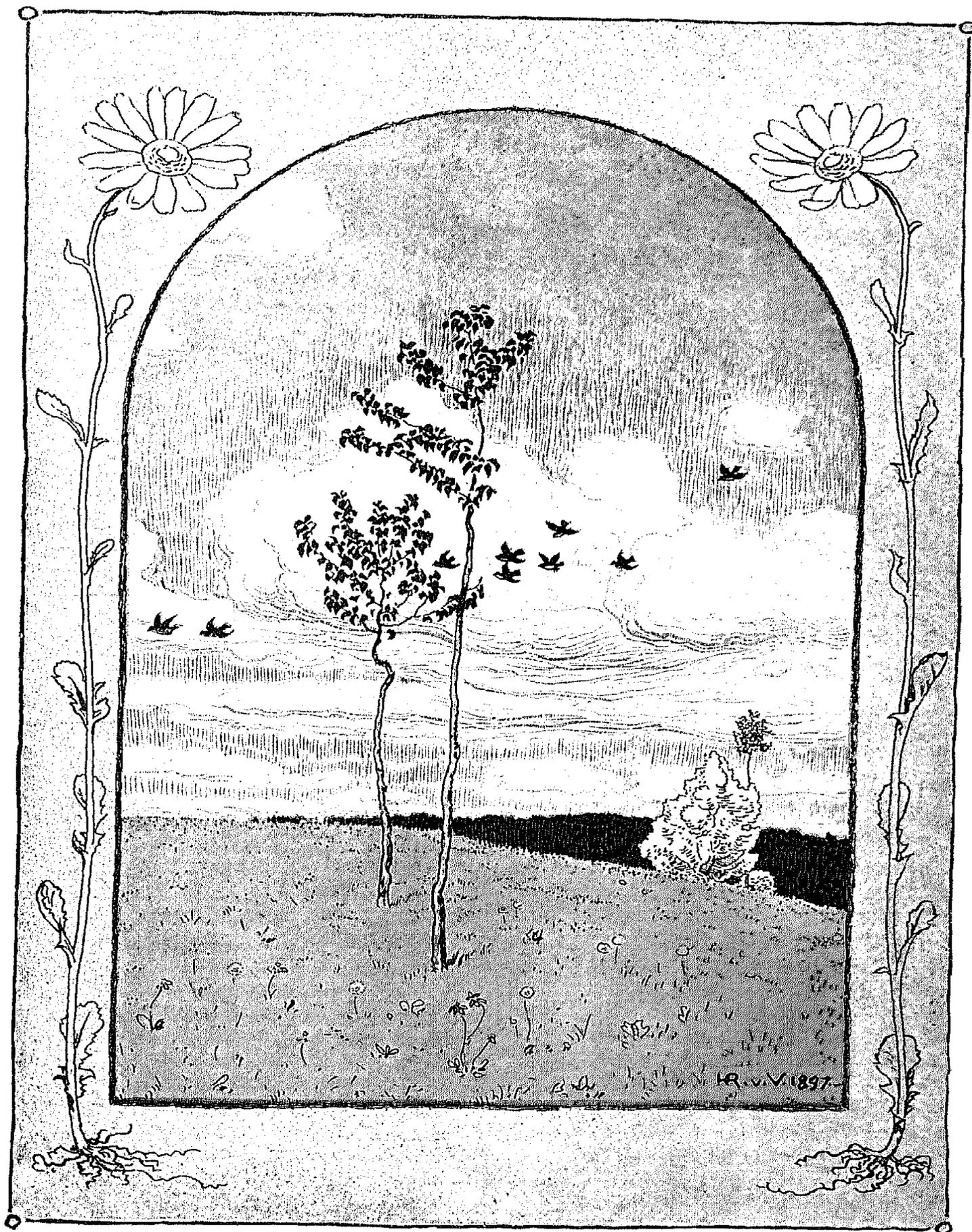
Nach diesen Erörterungen, die zugleich darthun wollten, daß es der so arg verlästerten modernen Kunstbewegung durchaus nicht an ernstem Inhalte mangelt, wird es kaum befremden, wenn bei der Behandlung des Themas zunächst von Bildern und ihresgleichen recht wenig die Rede sein wird, dafür aber um so mehr von der Wand, der einfachen, simplen Wand.

Um die Wände aber ist es in unseren Häusern recht traurig bestellt, so traurig, daß wir fast gar keine haben. Diese Erfahrung macht ja schließlich jeder, der beim Einzuge in eine neue Wohnung seine Möbel stellen und die Bilder aufhängen will. Das Sofa mit seinem Darum und Daran als Beherrscher des Wohnraumes, wo soll es stehen? Am besten doch in einer Ecke. Freilich müßte es dann die entsprechende Form haben. Dahin gestellt, verleiht es dem Zimmer einen besonders wohnlichen Charakter. Sitzt man dort, so ist man nach drei Seiten hin gedeckt, alles was im Zimmer vorgeht, ist einem vor Augen. Das gibt ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit, ganz abgesehen von den viel lebendigeren, reizvolleren Bildern, die ein Raum gewährt, wenn man nicht in mathematischer Regelmäßigkeit parallel zu seinen Wänden sitzt. Aber unsere Zimmer haben keine Ecken. Zwei nehmen die Fenster weg, eine der Ofen, und die letzte geht oft durch eine Thür verloren oder wird durch sie wenigstens stark entwertet. Auf Ecken muß man

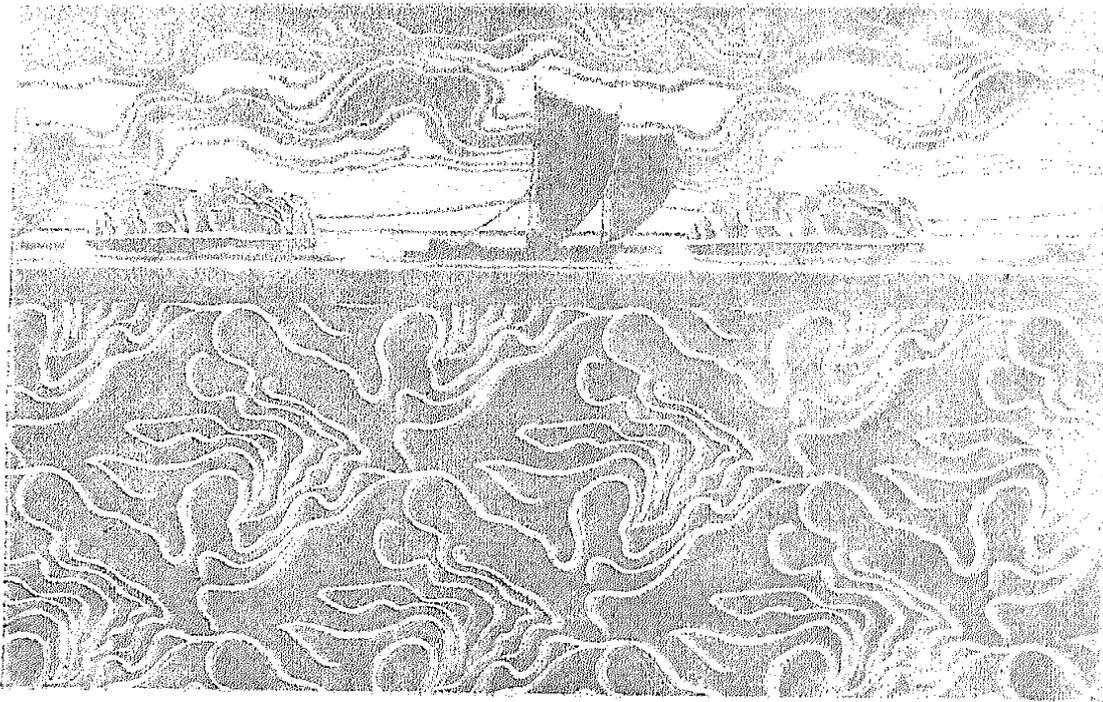
somit verzichten. Größere Wandflächen stehen aber meistens auch nicht zur Verfügung. Eine Zimmerseite ist den Fenstern geopfert, die drei anderen werden zum großen Teile von weiten Flügelthüröffnungen eingenommen. Die vielen Fenster und die vielen, meist viel zu großen Thüren, die uns fast die ganzen Wände auffressen, sind die schlimmsten Feinde unserer Wohnungen.

Aber keine unüberwindlichen Feinde. Wenn wir nur ehrlich sein wollten! Ist es denn durchaus nötig, daß unsere Häuser so gewaltige Anstrengungen machen, den Eindruck von italienischen Palästen hervorzurufen? Diese langgestreckten Fensterfluchten mit ihren ionischen und korinthischen Säulen — aus Stuck —, sie können doch nur ganz rohen Gemütern Staunen und Bewunderung entlocken. Unsere Baukunst ist im Grunde genommen Hochstapelei schlimmster Art. Nirgends Häuser, die eingestehen — als ob das Geständnis so peinlich wäre —, daß in ihnen Bürger wohnen; nein überall, wohin man blickt, ein großspuriger Palazzo Prozi. Wenn wir nur ehrlich sein wollten! Dann würde es um die sügnerischen Palastfassaden mit dem gedankenlos dahinter gestellten Kastenkonglomerat — gemeinlich „hochherrschaftliche Wohnung“ genannt — bald geschehen sein.

Häuser sind von innen heraus zu bauen. Der Grundriß ist das Maßgebende, die Fassade das erst daraus Folgende. Wohnlichkeit sollte uns höher stehen als äußerer Schein. Wie gemütlich und stimmungsvoll wirken die Bürgerwohnungen der deutschen Renaissance! Und das Äußere der Häuser, ist es etwa vernachlässigt? Nein, gerade weil es der Ausdruck des Inneren, des darin herrschenden Geistes ist, darum wirkt es so reizvoll. Doch das nur nebenbei, um zu zeigen, daß auch unsere Fassaden bei der Aenderung nur gewinnen würden. Welche Wohnlichkeit atmet das Gehäus des heiligen Hieronymus auf Dürers köstlichem Kupferstich! Das hat seinen Grund durchaus nicht allein in dem warmen Holzgetäfel, sondern vor allem in der reizvollen Fensterbildung mit ihrem heiteren, klaren Lichteinfall. Dieses eine große Fenster mit hoher Bank statt unserer tiefansetzenden schmalbrüstigen zwei Fenster mit dem zer-rissenen, falschen Einfall des Lichts, es könnte unseren Wohnungen ein Retter werden.



Sommerzeit. Von Hans N. von Volkmann. (Kunstbruderei Künstlerbund, Karlsruhe.)



Tapete von Walter Leistikow.
Ausgeführt von Adolf Burchardt Söhne in Berlin.

Würden dann noch die Türen an Zahl und auch an Größe auf das erforderliche Maß beschränkt, so hätten wir alles, was wir brauchen, Ecken und Wandflächen, gesundes Licht und zu alledem noch eine besondere, sonst schmerzlich vermischte Wohltat, einen Platz am Fenster; alles in allem eine gute Grundlage, auf der man bei der künstlerischen Ausgestaltung des Heimes weiterbauen kann.

Doch wir wollen jetzt die frommen Wünsche lassen und uns auf den Boden der Tatsachen stellen. Mit anderen Worten, wir fragen uns: wie kann man unter den mißlichen Wandverhältnissen in einer Mietwohnung ein einigermaßen künstlerisches Heim schaffen? Es fördert die häusliche Kunstpflege in keiner Weise, unter Hinweis auf die besseren englischen Verhältnisse beständig zu klagen, daß wir keine Familienhäuser haben. Die Mietwohnung ist nun einmal die Regel, von der es nur wenig Ausnahmen gibt.

Es ist selbstverständlich, daß man auf die Herrichtung einer gemieteten Wohnung längst nicht so viel Mühe und Geld verwenden kann als auf das eigene Haus. Zimmerhin wird man, sofern die Sinne nur einigermaßen feiner gebildet sind, einer etwa notwendigen Umgestaltung oder besser Umfärbung der Räume kaum entraten können. Unsere Möbel, ihre Bezüge, die Vorhänge,

Wand, dem Mobilen, eben dem Möbel, daß das Primäre dem Sekundären nachgeben muß. Denn das eigentlich Ausschlaggebende, das was dem Raum die Stimmung verleiht, ist in erster Linie die Farbe der Wände; und wer sich von Grund auf ein Heim schaffen will, wird stets gut thun, erst die Gesamtstimmungen für die einzelnen Räume zu wählen. Aus modernen Wagnissen aber, die wir Hausgerät haben ohne ein Haus, uns muß bei der Wahl unserer Ausrüstung stets das Endbild vor Augen stehen. Suchen wir z. B. Möbel- und Vorhangstoffe aus, so dürfen wir das nur in Hinblick auf die Gesamtstimmung thun, die wir durch die Färbung der Wände erreichen wollen.

Die Farbe ist der wichtigste Faktor auch in der Kunst, die Wohnung zu schmücken. Sie kann einen Raum groß oder klein, hell oder dunkel, festlich oder gemütlich, kalt oder warm, und wer weiß wie sonst noch erscheinen lassen. Worauf beruht doch der anheimelnde Charakter der deutschen Renaissancezimmer? Abgesehen von dem prachtvollen Licht auch in der warmen Tönung des braunen Holzgetäfels. Und warum hat man in den Prunksälen der Großen das Gefühl, als fröbe einen? Einfach deshalb, weil die Wanddekoration in vorwiegend kalten Farben gehalten ist. Die Farbe ist das A und das D allerzierkunst.

alles das hat seinen bestimmten Farbcharakter, der entsprechende Forderungen an die Umgebung stellt. Nicht jede Tapete paßt dazu, ja mit mancher werden die Möbel in offenen Streit geraten. Dann bleibt eben nichts anderes übrig, als die Wände umzufärben. Es ist bezeichnend für die ungesunden Zustände im modernen Wohnwesen, daß das

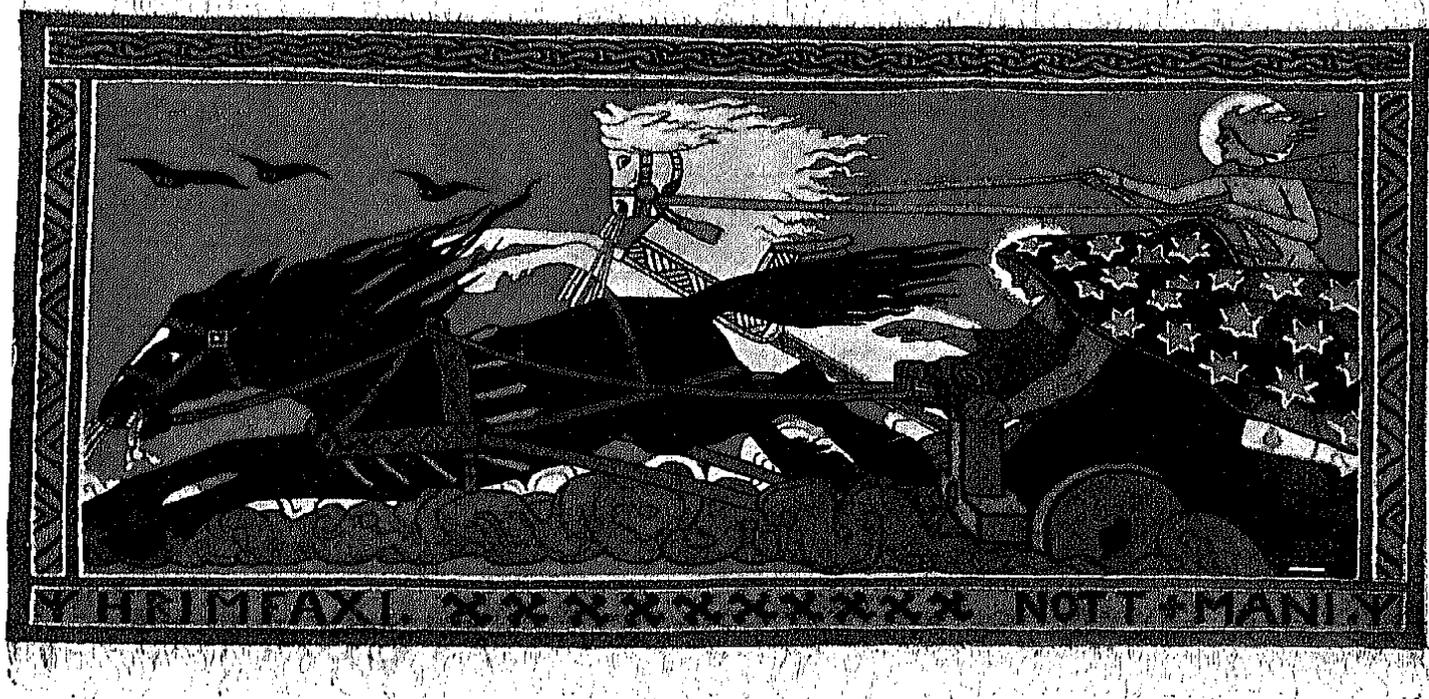
Immobilie, die

Das weitaus gebräuchlichste Wandbekleidungs mittel ist die Papiertapete, ob auch das schönste, das freilich ist eine andere Frage. Jedenfalls ist sie im Bereiche der Mietwohnungen so gut wie unumschränkte Herrscherin. Und das durchaus mit Recht. Freilich, der Hauswirt hat sie wohl nur der Billigkeit halber genommen. Der Umstand der Billigkeit aber bringt besonders auch die Möglichkeit mit sich, nötigenfalls ohne viel Aufwand an Geld und Zeit den Wänden einen anderen Ton zu geben. Gerade deswegen will uns die Tapete für eine Mietwohnung als die einzig angebrachte Art der Wandbekleidung erscheinen. Ja, wir würden es sogar für sehr erfreulich halten, wenn die Sorge für die Tapeten — vielleicht unter entsprechender Herabsetzung des Wohnungszinses — ausschließlich Sache des Mieters würde.

Gegen die Tapete pflegt in künstlerisch empfindenden Kreisen ein heftiges Mißtrauen zu herrschen. Doch hat das seinen Ursprung weniger in allgemein-ästhetischen Gründen als vielmehr in dem Umstande, daß die Tapete während ihres verhältnismäßig recht kurzen Entwicklungsganges sehr unter der Ungunst der Verhältnisse hat leiden müssen und es daher bis auf unsere Tage nie zu etwas Ordentlichem gebracht hat. Fast alle anderen Stücke unserer Einrichtung, mag

ihre jetzige Form auch viel zu wünschen übrig lassen, haben wenigstens schon einmal bewiesen, daß sie künstlerischer Ausbildung zugänglich sind; die Tapete kann mit keinerlei glänzenden geschichtlichen Erinnerungen aufwarten. Aus kleinen Anfängen im XVII. und XVIII. Jahrhundert erwachsen, hat sie erst zu Anfang des vorigen mit der Erfindung der Papiermaschine, die Papier von beliebiger Länge zu liefern imstande ist, und mit der Einführung des Walzendruckes die technischen Grundlagen erhalten, auf denen in großem Umfange künstlerisch hätte weitergebaut werden können, — wenn es damals so etwas wie Kunst gegeben hätte.

Das aber gab es zu jener Zeit nicht, am allerwenigsten in Deutschland. In Fragen des Geschmacks war man ganz von Frankreich abhängig. Im französischen Flächenmuster nun hatte sich aus dem XVIII. Jahrhundert her eine die klassizistischen Formen überlebende Blumenornamentik erhalten, die jedoch mit dem allmählichen Verblaffen der Überlieferung immer mehr die dem Flachmuster gesteckten Grenzen vergaß und einem ganz unornamentalen Naturalismus verfiel. Die tapezierten Wände der damaligen Zeit sind alles andere, nur nicht das, was sie eigentlich sein sollen, ruhige, den Raum abschließende Flächen. Sie machen den



Mutter Nacht. Wandteppich von Aug. Wilkens. Ausgeführt in der Schule für Kunstweberei in Scherrebel.



Sonnenuntergang. Aus der Folge „Aspect de la nature“ von Henri Rivière.
Verlag von Dietrich & Co. in Brüssel.

Eindruck, als habe man, nachdem die Wand offenbar mit irgend einem Klebemittel bestrichen ist, mit einer gewissen treffsicheren Regelmäßigkeit allerhand Blumen und Blätter, ja ganze Sträuße darauf geworfen. Man ist erstaunt, daß Bilder an diesen Wänden senkrecht hängen können, denn diese dicke Kose da, dieses sich windende Blatt, sie quellen ja geradezu aus der Fläche heraus. Da die Bilder aber zweifelsohne gerade hängen, so müssen die Blumen und Blätter wohl in die Wand hineingequetscht sein: schließlich auch kein besonders wohlthuender Gedanke. Berücksichtigt man dann noch den bereits ange deuteten Widerspruch, der zwischen der naturalistischen Zufälligkeit der einzelnen Ziermotive und ihrer mathematisch-regelmäßigen Anordnung auf der Fläche besteht, so wird man wohl willig zugeben, daß etwas Stilloses, als es diese Tapeten waren — man darf auch noch sagen: sind —, kaum gedacht werden kann.

Bald nach der Mitte des Jahrhunderts aber kam jene bekannte, noch längst nicht völlig überwundene Bewegung auf, die für die dekorativen Künste alles Heil in der engsten Anlehnung an die Leistungen der

Vergangenheit sah. Was die Tapeten betrifft, die sich an keinem stolzen Stamm- baum aufrichten konnten, so wurden ihnen die alten Stoffmuster als Berater zur Seite gestellt. Das brachte den Vorteil mit sich, daß sie wieder das wurden, was sie eigentlich sein müssen, nämlich Flächenmuster. Doch diese Zeit kannte im künstlerischen Schaffen keinerlei Freiheit, aus der Anlehnung ward slavische Nachahmung. Die Fabrikanten vergaßen, daß sie es mit Papier zu thun hatten, und setzten ihre Ehre darin, durch Nachahmung des streifigen Faden- charakters und anderer Gewebeeigentümlichkeiten den Eindruck von Stoffen hervorzurufen. Diese Erzeugnisse sind Triumphe der Technik, mit Kunst aber haben sie herzlich wenig zu thun.

In England trat noch in den siebziger Jahren, dank dem Eingreifen von William Morris, die Wendung zum Besseren ein. Diese neue Tapete zeichnet sich im Unterschiede von ihrer unwahrhaften Vorgängerin durch ein erfreuliches Selbstbewußtsein aus. Sie verschmäht es, durch allerhand künstliche Vortäuschungen den Eindruck gewebter Stoffe hervorzurufen, und will nichts anderes vorstellen, als was sie ist,

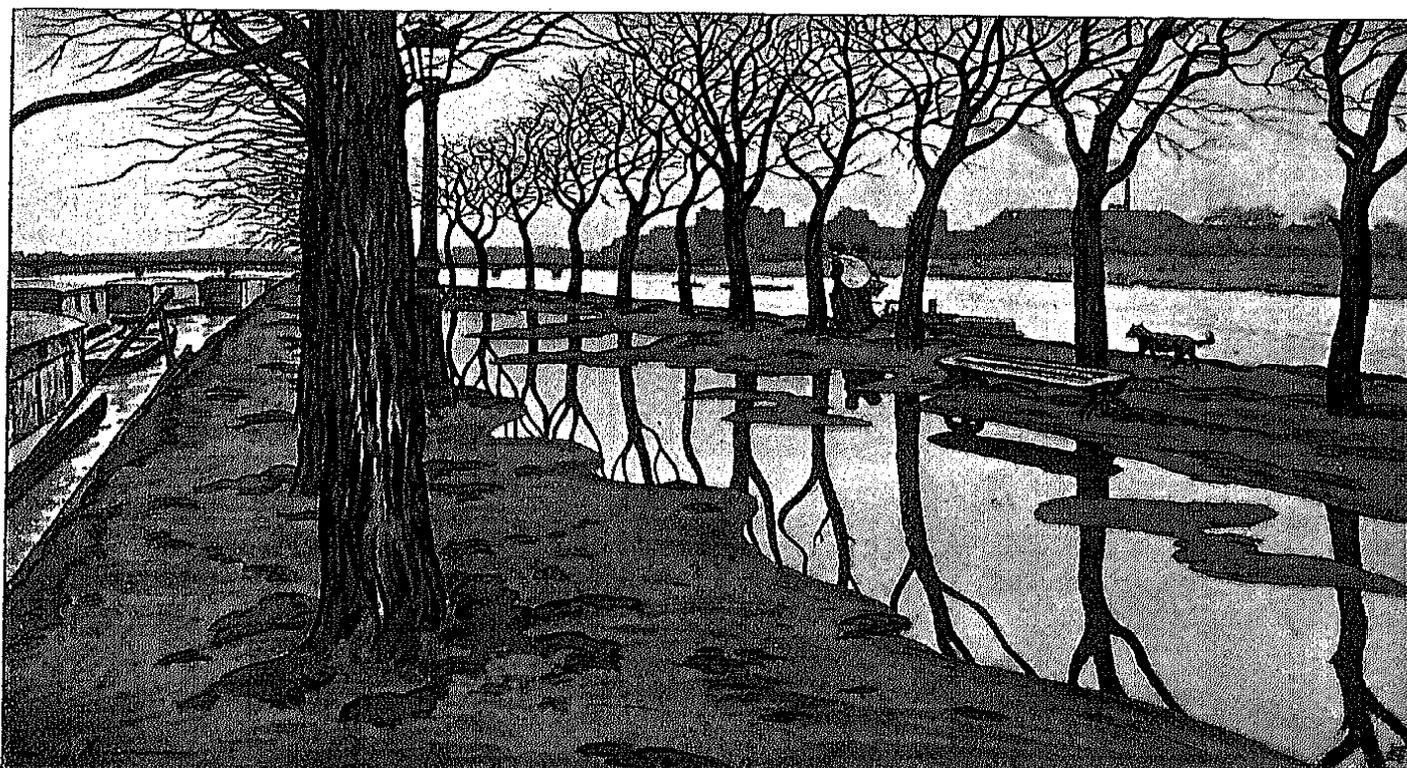
nämlich Papier. Diese Ehrlichkeit nimmt von vornherein für sie ein. Im übrigen aber kann man die Bewunderung, die diesen englischen Tapeten auch in Deutschland zu teil wurde, heute kaum noch begreifen. Ihre Muster, meist pflanzliche Motive, sind nach unserem heutigen Geschmack zu aufdringlich. Namentlich vermißt man Einheitlichkeit in der farbigen Wirkung, ja man fühlt sich oft, zumal bei Walter Cranes figürlichen Kompositionen, durch unruhige, grelle Buntheit abgestoßen.

Alles in allem bedeuten hiergegen die Tapeten moderner deutscher Künstler einen gewaltigen Fortschritt. Anerkennung verdient es, daß sich einige Fabriken fanden, die dem zahlreichen künstlerischen Angebote das Feld zur Bethätigung gaben. Den ersten Schritt wagte vor etwa vier Jahren die Firma H. Engelhard in Mannheim. Da es ihr gelang, eine so bedeutende künstlerische Kraft wie Otto Eckmann für sich zu gewinnen, konnte ihren Bestrebungen der Erfolg nicht ausbleiben. Alle Vorzüge dieses Künstlers, sein ungemein feiner Farbensinn, seine ausgezeichnete, in solchem Maße nicht oft anzutreffende Fähigkeit, aus Formen der Natur Tierformen zu schaffen, seine nie versagende Erfindungskraft, alle diese Vor-

züge verbinden sich auf seinen Tapeten zu reizvoller Einheit.

Im Gegensatz zur puritanisch-strengen, abstrakten Linienornamentik der belgischen Künstler, eines van de Velde, Lemmen, Rysselberghe, ist die Kunst Eckmanns wie auch der Mehrzahl seiner deutschen Genossen sinnensreudiger, phantasievoller. Da draußen auf den Feldern, im Wald und auf den Wiesen, im Garten, da grünen und blühen die Blumen, die Gräser, Sträucher und Bäume; und aus ihnen allen und ihren einzelnen Gebilden, den Knospen und Blüten, Stengeln und Blättern weiß das Auge des Künstlers fruchtbare Anregung zu schöpfen. Alpenveilchen, Narzissen, Tulpen, Maßliebchen, Löwenzahn, Ahorn- und Kastanienblätter, alles das und noch vieles andere findet man von geschickter Hand über die farbenschönen Flächen verstreut. Nur den geheiligten Akanthus würde man vergebens suchen. Ein Fries, auf dem sich für gewöhnlich das Muster in entsprechender Umformung wiederholt, pflegt der Tapete nach oben hin den Abschluß zu geben.

Aber auch Frieze mit freierem, anspruchsvollerem Schmucke stehen zu Gebote, und in dieser Hinsicht sind namentlich aus den Händen Walter Leistikows, des Malers



Die Schwaneninsel. Aus der Folge „Paysages parisiens“ von Henri Rivière.
Verlag von Dietrich & Co. in Brüssel.

märkischen Landschaftsreizes, ausgezeichnete Schöpfungen hervorgegangen, die von der Berliner Firma Adolf Burchardt Söhne in den Handel gebracht werden. Einige Kiefernstämmen, ein paar segelnde Rähne und einiges Ufergebüsch dahinter, das sind die geringen Mittel, mit denen er wahrhaft prächtige dekorative Wirkungen zu erreichen weiß.

Auf die Leistungen anderer deutscher Künstler, z. B. Hans Christiansens in Darmstadt, Heinrich Bogelers in Worpswede und mehrerer Münchener Maler können wir nicht näher eingehen. Hier kommt es im wesentlichen auch nur auf die Feststellung der Thatsache an, daß uns heute eine stattliche Anzahl guter, künstlerischer Tapeten zur Auswahl vorliegt und zwar zu leicht erschwinglichen Preisen. Solche mit lebhafter Musterung, die weiteren Wandschmuck unnötig machen wollen, ja oft geradezu ausschließen, und solche, die — mehr in einem Ton gehalten — Bildern und dergleichen einen wirksamen Hintergrund geben, kurz und gut Tapeten, die den verschiedensten Ansprüchen und Geschmacksabarten Genüge leisten.

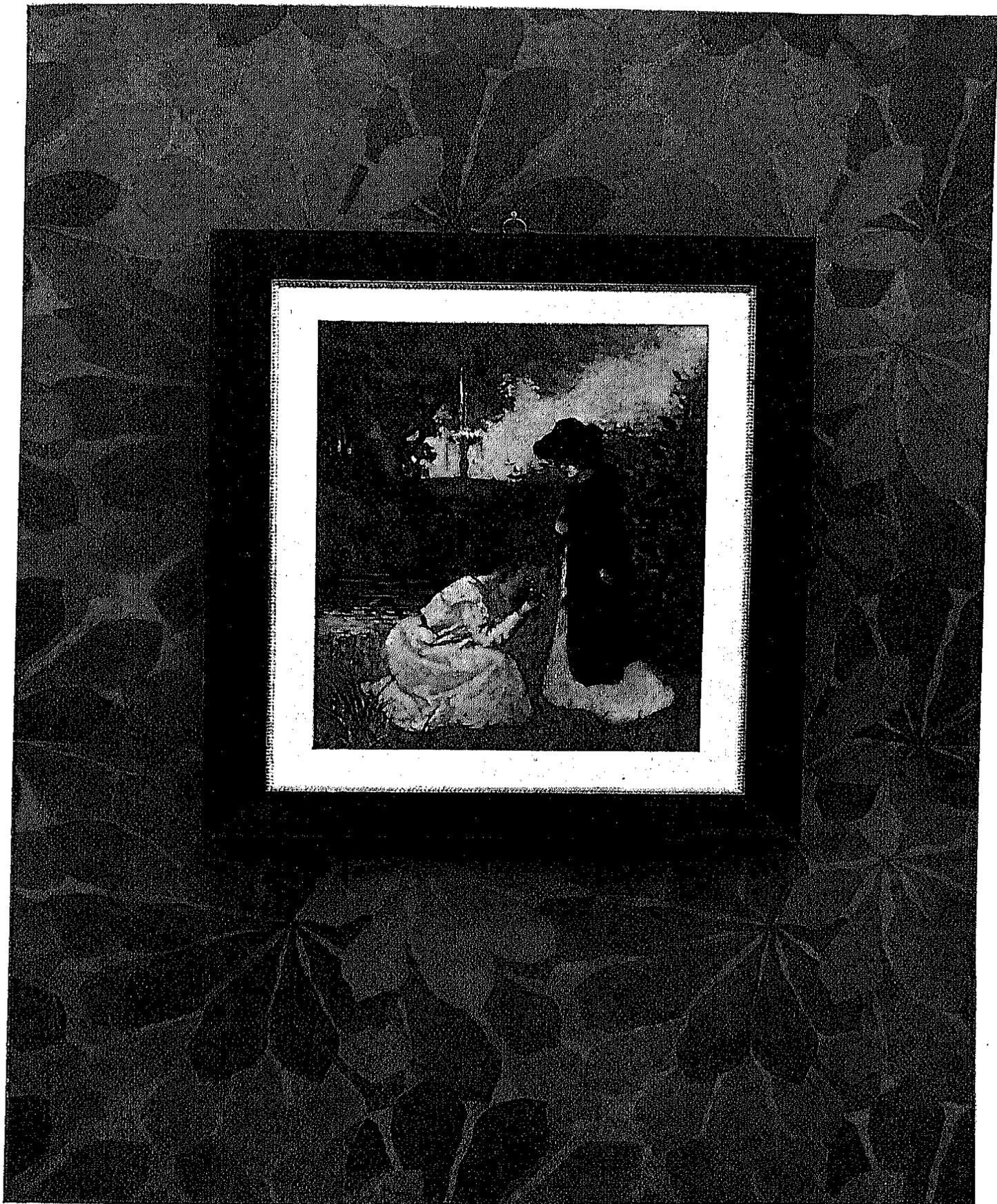
Wir haben die Tapeten so ausführlich behandelt, nicht weil wir sie für besonders erstrebenswert hielten, sondern weil sie uns unter den nun einmal herrschenden Verhältnissen als die angebrachteste Wandbekleidung erscheinen. Dafür können wir uns bezüglich der übrigen Arten kurz fassen. Der Tapezierer am nächsten steht das Ausschlagen der Wände mit Stoffen. Daß das bei weitem kostspieliger ist, wird die verehrliche Hausfrau vermutlich besser wissen als ich. In ästhetischer Hinsicht, was Farbe und Musterung betrifft, unterliegt die Stoffwandverkleidung mutatis mutandis denselben Gesetzen wie ihre bescheidenere Genossin.

Im Anschluß hieran sei ein kurzer Hinweis auf die neu aufblühende Kunst der Wandbehangwirkerei gestattet. In den skandinavischen Ländern war man zuerst wieder auf die Reize der alten Webetechniken aufmerksam geworden, und die von da aus ergehende Anregung fiel auch in Deutschland auf fruchtbaren Boden. Ganz oben an der nordschleswigschen Grenze, in einem Orte, dessen Namen man zuvor nie gehört, in Scherrebek wurde von dem Pfarrer Jakobsen eine Webeschule gegründet, aus der in den wenigen Jahren ihres Bestehens eine stattliche Anzahl schöner Werke hervor-

gegangen ist. Unter den Künstlern, die Entwürfe geliefert haben, ragen Otto Eckmann, Hans Christiansen und Heinrich Bogeler hervor. Am bekanntesten ist wohl Eckmanns prächtiger Pfeilerbehang mit den schwimmenden Schwänen geworden.

Ein Hauptfehler unserer Wände ist ihr gänzlicher Mangel an architektonischer Gliederung. Das menschliche Auge, überhaupt die menschlichen Sinne verlangen Abwechslung, Einteilung, Über- und Unterordnung, Rhythmus. Ungeachtet einer größeren ungleichgliederten Fläche vermißt das Auge festen Halt, eine leitende Richtschnur. Die breiten oberen Abschlüsse der neueren Tapeten, die Friese kommen dem ange deuteten Bedürfnis schon einigermaßen entgegen. Ganz können sie es jedoch nicht befriedigen, das ist ja auch gar nicht ihre Aufgabe. Eine etwa anderthalb bis zwei Meter hohe Holzvertäfelung dagegen mit oben herumlaufendem Bort würde für gewöhnliche Verhältnisse allen Anforderungen vortrefflich genügen. Es braucht ja nicht immer gleich eine kostbare Eichen- oder Nußholzverkleidung zu sein; auch billigere Stoffe, z. B. gut gewachsenes Tannenholz, unter voller Ausnutzung der feinbelebenden Maserung in passendem Tone leicht gebeizt oder lasiert, kann sehr hübsch wirken. Nur darf sich das Tannenholz nicht schämen, Tannenholz zu sein. Man streiche es also nicht mit Ölfarbe an und male dann eine wunderbare künstliche Maserung darauf, kurz, fristiere es nicht in Eichenholz um. Wie im wirklichen Leben, so soll man auch in der Kunst nicht lügen und betrügen. Genügt einem die Wirkung des leicht getönten Holzes allein nicht, zieht man einen deckenden Anstrich vor, so muß man auch Farbe bekennen, mit anderen Worten, dann muß Farbe Farbe oder Grau nicht das Alleinseligmachende ist. Warum nicht auch einmal ein Grün, Blau oder Rot? Nur nicht ängstlich sein!

Das eben Gesagte gilt mit entsprechenden Änderungen auch für Türen und Fenster. Die letzteren ziehen, bei Tage wenigstens, als helle Flecke naturgemäß am stärksten die Blicke auf sich. Man sollte meinen, daß dies ein Grund sei, ihrer Bildung und Dekoration besondere Sorgfalt zu widmen. Bisher ist das sicherlich nicht der Fall gewesen. Denn etwas Schenksüchtigeres kann man sich doch kaum denken, als diese



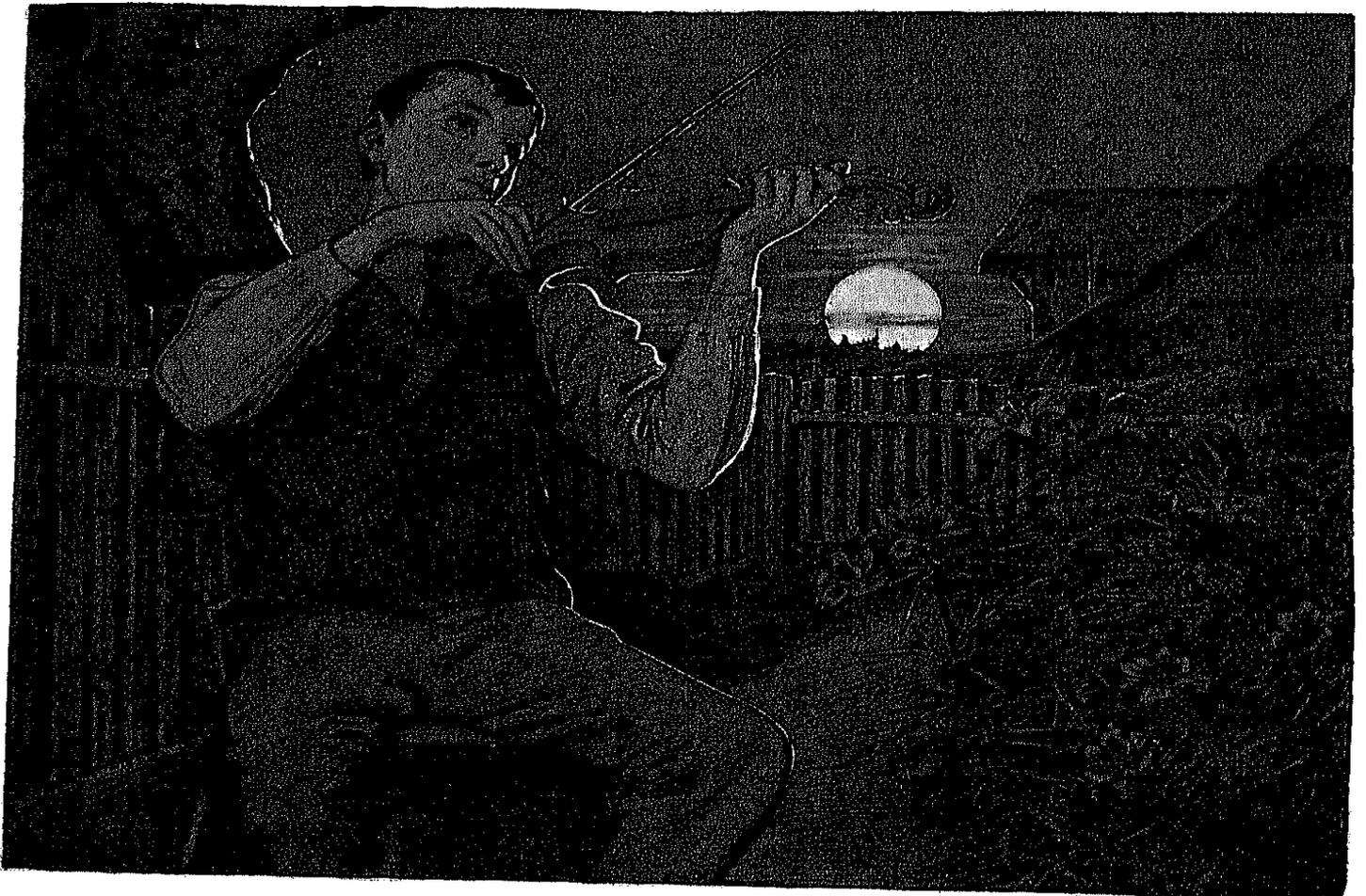
Tapete von Otto Selmann, von H. Engelhard in Mannheim ausgeführt; darauf ein farbiger Kupferdruck von M. Nobbe in Mahagoni-Rahmen.

schlecht profilierten Wandungen mit den ebenso schlecht profilierten Fensterrahmen, diese erst steif gestärkten und dann wieder in anscheinend leichtem Schwunge gerafften Gardinen mit dem ewig gleichen langweiligen Winkelausschnitt dazwischen, und schließlich diese schweren, dunklen, auf eine Hellebarde gezogenen und von Messingketten mit Morgensternen zusammengehaltenen Vorhänge darüber. Gott sei Dank, damit ist es besser geworden. Nur eines wäre noch zu thun, woran merkwürdigerweise fast nie gedacht wird, wohl aus allzu großer Hochachtung vor der modernen Technik nicht. Es ist nämlich durchaus nicht notwendig, daß wir in unsere Fensteröffnungen so riesige Scheiben einsetzen, bloß deshalb, weil die Technik sie in solcher Ausdehnung leicht herzustellen vermag. Wir empfinden die Fenster durchaus nicht bloß als Öffnungen nach außen hin, sondern in gewissem Grade auch immer noch als abschließende Flächen, als Flächen überhaupt. Auch bei ihnen verlangt das Auge Gliederung, weniger freilich der Ausdehnung, als vielmehr der keine Haltpunkte bietenden

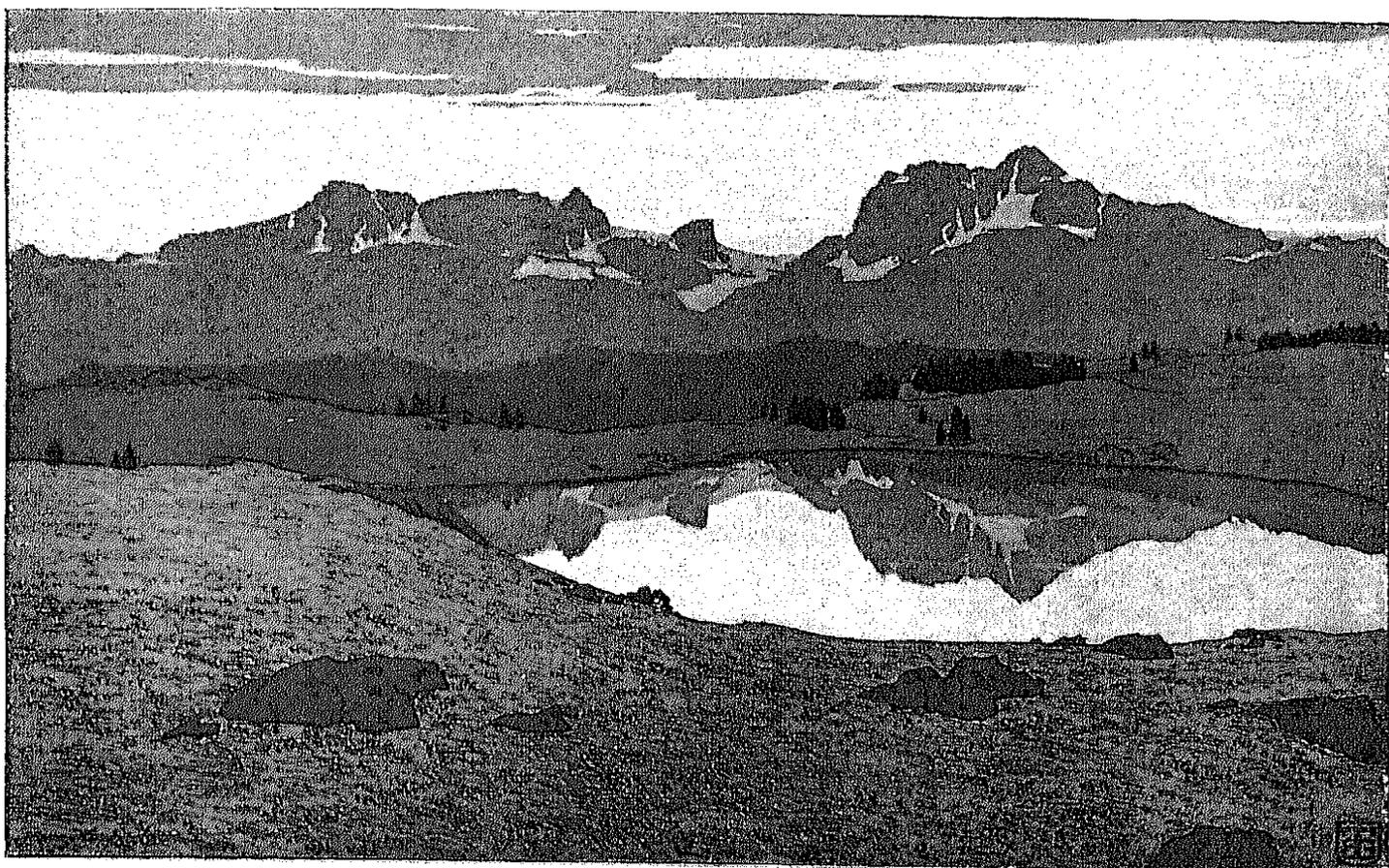
Durchsichtigkeit halber. Man trage also keine Bedenken, innerhalb der Fensterrahmen Teilungen vorzunehmen, man verwende gestroft kleinere Scheiben.

Bisher ist nur von den Wänden gesprochen worden. Und zwar haben wir zuerst allgemeine bauliche Wünsche geäußert, um dann auf die verschiedenen Arten der Wandverkleidungen einzugehen, unseren praktischen Absichten zufolge vor allem auf die Tapezierung, die ja durch zwingende Umstände fast allgemein geboten ist. Damit haben wir jedoch erst einen Teil unseres Themas, allerdings den zur Zeit wichtigeren, behandelt; denn die tapezierte Wand, mag das Muster noch so reizvoll sein, wird doch nur in den seltensten Fällen unserem Kunstverlangen allein genügen. So sehr die Tapeten auch bestimmend für die Gesamtwirkung eines Raumes sein mögen, sie müssen in den meisten Fällen doch darauf angelegt sein, für Bilder und dergleichen einen wirksamen Hintergrund bilden zu können.

Die schöne Zeit, in der Wand und Bild innig, inniger als durch das Wörtchen „und“



Der Geiger. Von Hans Thoma. Verlag von F. B. Schneider in Frankfurt a. M.



Alpenlandschaft. Von Franz Hoch. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von W. G. Teubner in Leipzig.

miteinander verbunden waren, wo die Wand Bild und das Bild Wand war, diese schöne Zeit wird wohl so bald nicht wieder kommen; sie ist übrigens auch — allgemein wenigstens — nie dagewesen. Immerhin sind aus diesem Ideal die Maßstäbe zu nehmen. Wir brauchen Bilder, die sich mit den Wänden vertragen. Solche, die Bücher hinein reißen, die also die Wand einfach negieren, werden die sehr zum Wandschmuck geeignet sein? Kaum. Ferner ist von einem Wandbilde und schließlich auch vom Bilde an der Wand an sich zu verlangen, daß es auch auf größere Entfernung zu wirken vermag: also große Linien und klare, deutliche Farben, Hervorhebung der Hauptzüge unter Hintansetzung alles Nebensächlichen, Unwesentlichen, mit einem Worte: Idealismus.

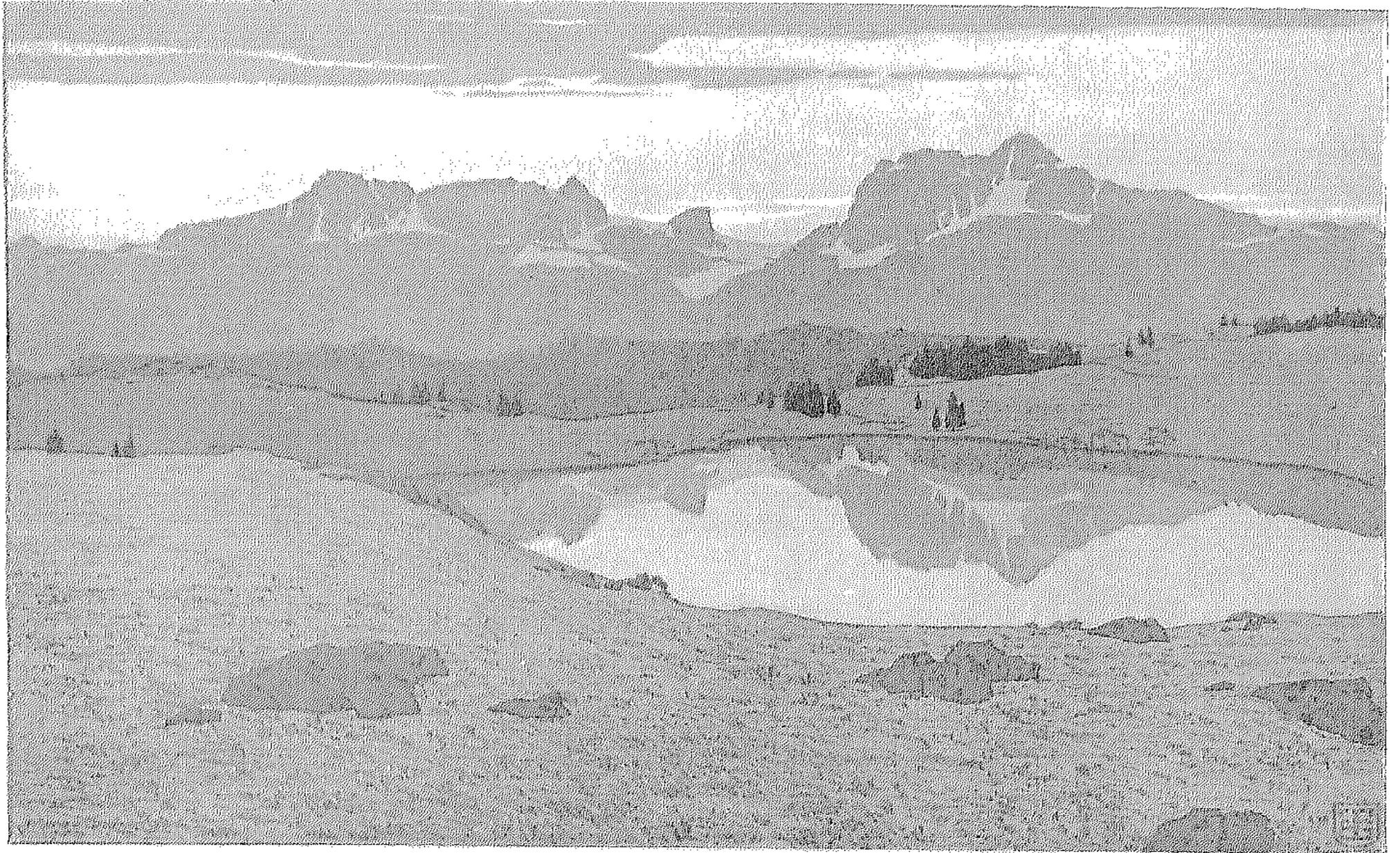
So interessant es wäre, von diesem Standpunkte aus eingehende Umschau über die moderne Malerei zu halten, es würde uns hier doch zu weit vom Thema ablenken. Unter Verzicht auf nähere Begründung wollen wir uns auf die Feststellung des Endergebnisses beschränken, daß zum weitaus größten Teil all die Bilder, die man auf

den Ausstellungen und in den Salons zu sehen bekommt, nicht geeignet sind, unseren Wänden als dauernder Schmuck zu dienen. Sie zeugen oft von scharfer, eindringender Naturbeobachtung, auch von sehr feinem Empfinden, aber das Dekorative an ihnen ist gleich Null. Sie sind — so widersinnig das auch klingen mag — mehr für die Mappen als für die Wände geschaffen. — Übrigens überhebt uns ja auch der Umstand, daß gute Ölgemälde und ihresgleichen recht teuer sind und auch in besser gestellten Häusern nicht gar zu häufig angetroffen werden, der Verpflichtung, näher auf die „hohe“ Malerei einzugehen.

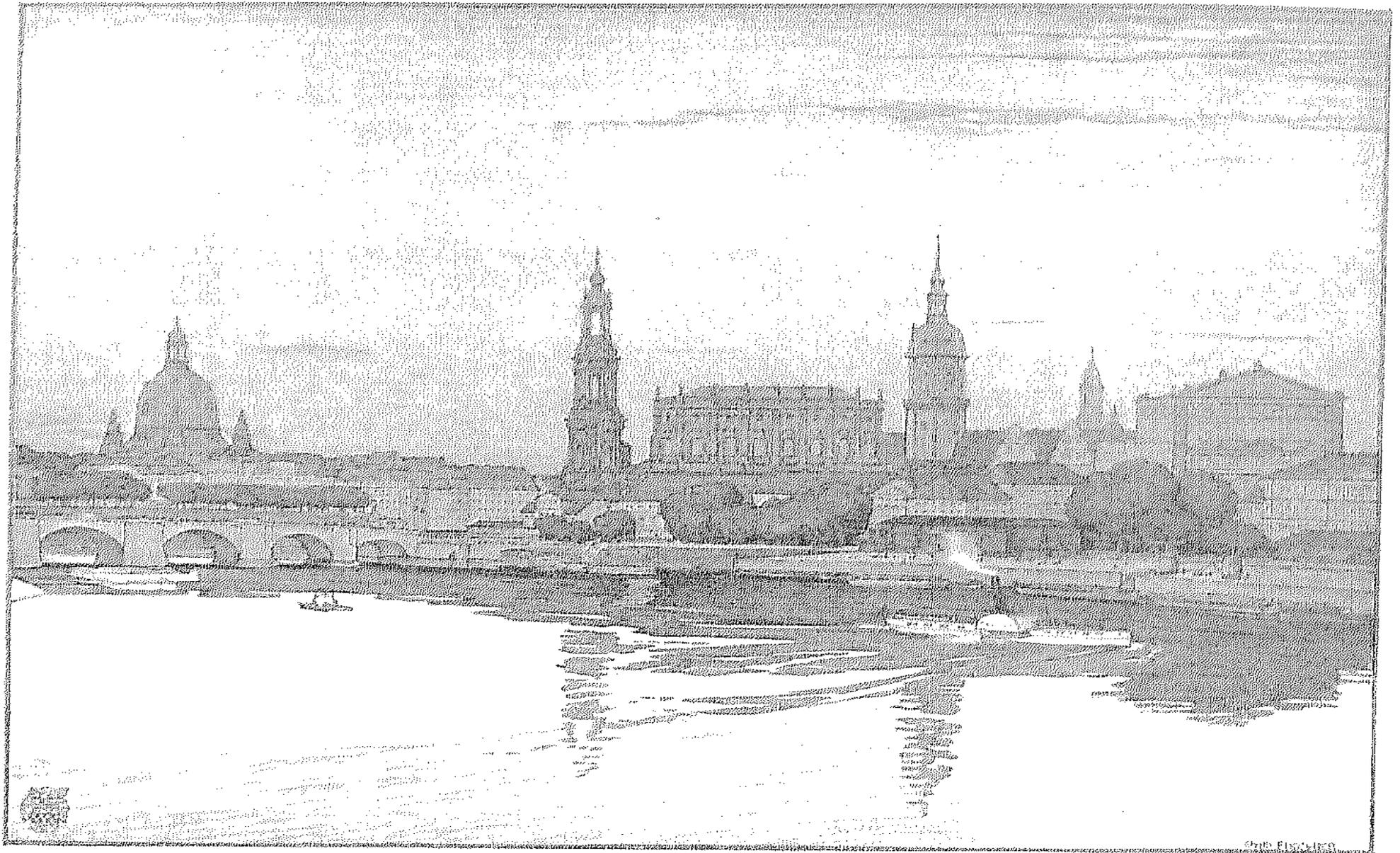
Abgesehen von vereinzelten Öl- oder Aquarellstücken, meist von der Hand Liebender Unverwandter, pflegt in einfacheren Häusern der Bedarf an Wandschmuck durch Reproduktionen irgendwelch berühmter Kunstwerke bestritten zu werden. Vorausgesetzt, daß die Wiedergabe eine wirklich gute ist, und daß sie auch einen geeigneten Tonwert auf die Wand bringt, läßt sich ja nicht viel dagegen sagen. Ein wirkliches Kunstwerk wird auch in der Nachbildung



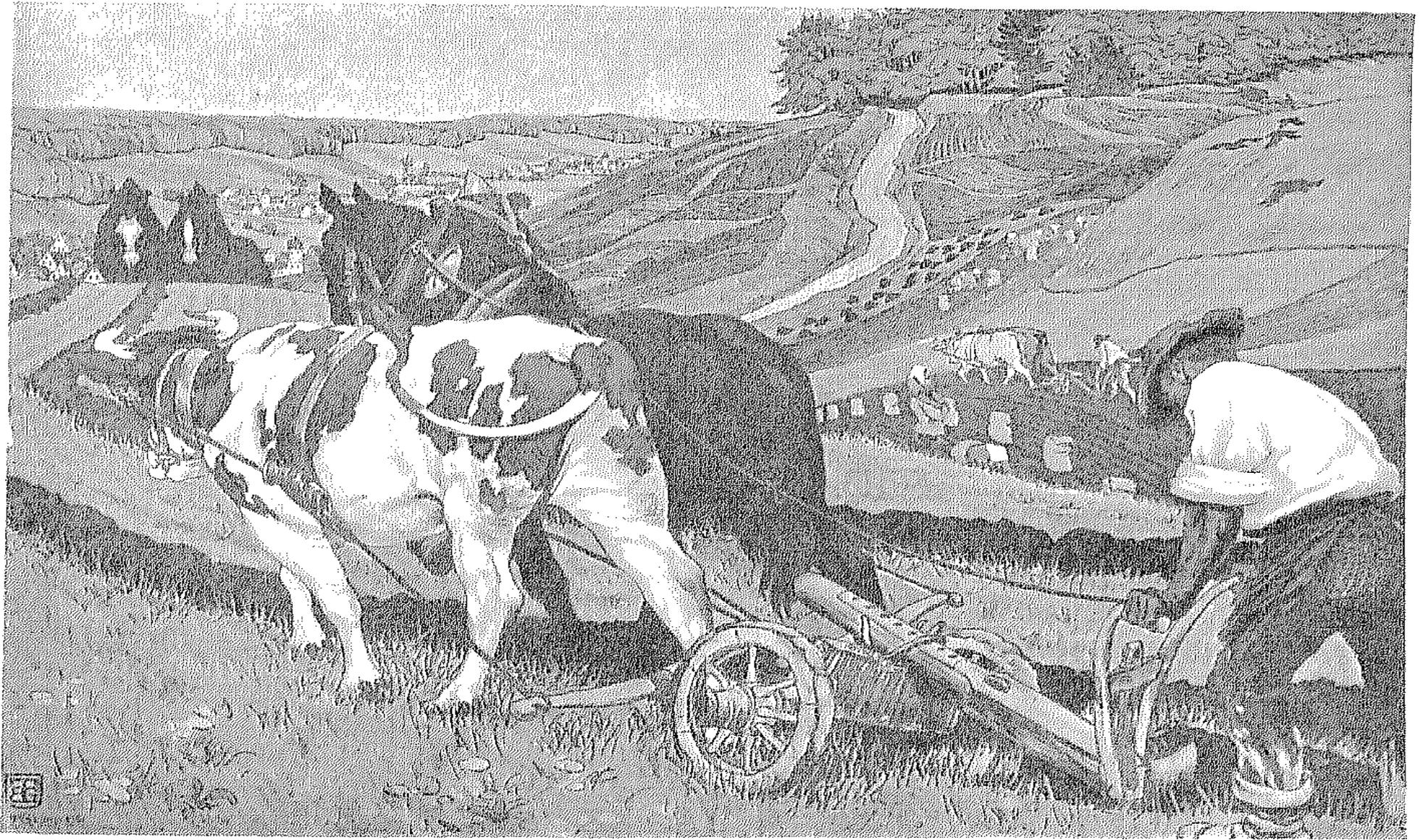
Der Geiger. Von Hans Thoma. Verlag von J. W. Schneider in Frankfurt a. M.



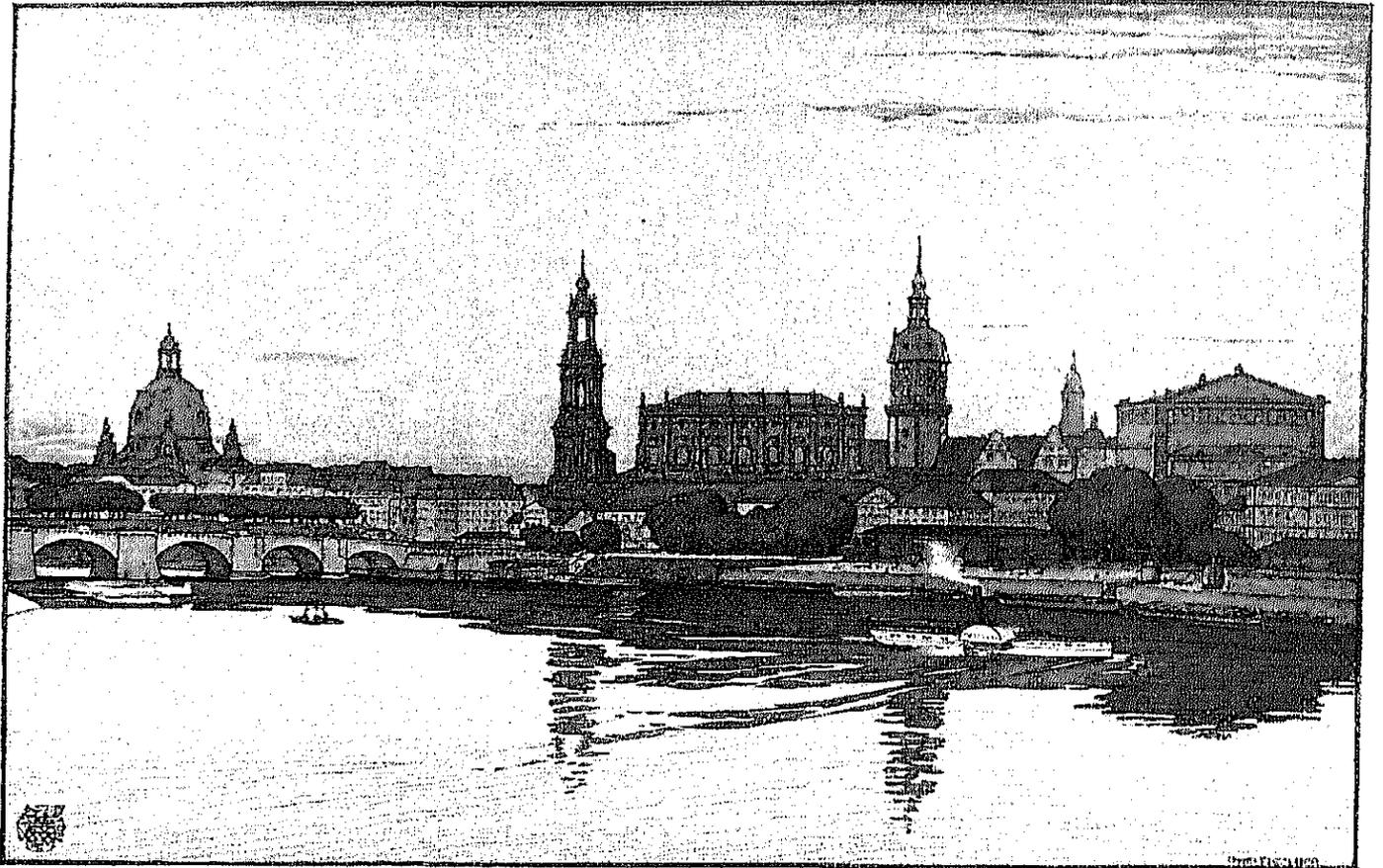
Alpenlandschaft. Von Franz Koch. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von W. G. Teubner in Leipzig.



Die Altstadt in Dresden. Von Otto Fischer. (Kunstanstalt Wilhelm Hoffmann u. G., Dresden.)
H. Voigtländers Verlag in Leipzig.



Pflügender Bauer. Von Walter Georgi. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.



Die Altstadt in Dresden. Von Otto Fischer. (Kunstanstalt Wilhelm Hoffmann N.-G., Dresden.)
H. Voigtländers Verlag in Leipzig.

immer noch bei weitem besser wirken als ein schwaches Original. Immerhin aber fehlt dabei die Unmittelbarkeit des künstlerischen Eindruckes, wir sehen das Original nicht unmittelbar, sondern durch ein trübendes, verändertes Medium. Kunst will aber nicht durch allerhand Ideenverbindungen, sondern unmittelbar durch die Sinne auf unser Inneres wirken. Die Reproduktion ist im allgemeinen doch nur ein Erinnerungsmittel, es fehlt ihr ja schon ein Hauptfaktor der künstlerischen Wirkung, die Farbe.

Originalität, große Wirkung, Farbe, Billigkeit, das sind die Forderungen, die man an den bildlichen Schmuck der Wand zu stellen hat. Eines unter den graphischen Verfahren und zwar das spezifisch malerische unter ihnen und auch das billigste, die Lithographie, versteht es heutzutage in ausgezeichnetester Weise, allen diesen Anforderungen Genüge zu leisten. Ähnlich wie die Tapete, ist auch die Lithographie in kunstloser Zeit geboren und eigentlich erst heute zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt. Bisher galt sie fast nur als handwerkliches Reproduktionsmittel, und wenige Künstler wandten ihr

Aufmerksamkeit zu, bei uns besonders Adolf Menzel, in Frankreich die großen Karikaturisten, z. B. Daumier, Monnier, Gavarni. Aber auch ihnen war sie doch nur ein bequemes Mittel, den Erzeugnissen der Feder und des Zeichenstiftes weite Verbreitung zu geben. Die Lithographie blieb Kappenkunst wie der Kupferstich, der Holzschnitt. „Steinzeichnung“ war und ist noch der gewöhnliche Ausdruck im Deutschen. Heute ist das Wort zu eng geworden; denn das, was die neuere Lithographie darstellt, ist im Grunde genommen Steinmalerei.

An den Plakaten, den Bildern der Straße, ist die moderne Lithographie groß geworden, an den Anschlagbrettern und Säulen lernte sie das erkennen, was große Wirkung heißt. Chéret, Steinlen, Toulouse-Lautrec sind die Hauptnamen dieser neuen Kunst, die auf den Straßen von Paris aufwuchs. Hier wurde auch der erste Schritt von draußen ins Innere der Häuser gethan. Die Technik war in Frankreich von jeher vorzüglich gehandhabt worden, und noch heute ist Alexandre Lenoir — von seinem Künstlertum ganz abgesehen — darin unerreichter Meister.

Doch uns interessiert hier besonders ein Künstler, der mit frischer Hand Lithographien schuf, die in sich alle Eigenschaften eines künstlerischen Wandbildes in glänzender Weise vereinigen: Henri Rivière. Zwei Folgen, „Les aspects de la nature“ und „Paysages parisiens“, zu denen sich neuerdings noch eine dritte „La féerie des heures“ gesellt hat, machten seinen Namen aller Welt bekannt. Die Küstenlandschaften des nördlichen Frankreich boten ihm zuerst reichen Stoff. Dort hat er die Natur belauscht in ihren wechselnden Stimmungen, beim Werden und Vergehen der Tages- und Jahreszeiten: das schillernde Meer, von Schifferbooten belebt, über dem Horizonte die großen Silhouetten der Wolken, hinter denen der rotglühende Feuerball der Sonne versinkt; dann wieder ein Fischerdorf, an die Dünen geschmiegt wie zum Schlaf, alles in bläuliche Dämmerung getaucht, in die das matte Licht des aufgehenden Mondes rieselt; oder ein Wald im Winter, vorn die Stämme der Bäume schneegefleckt, den Blick in die Tiefe führend, bis er sich in der schneeigen Luft verliert. — Mit der Gewissenhaftigkeit des Chronisten beobachtet er dann Leben und

Treiben der französischen Hauptstadt. Aber es sind nicht Notizen von Einzelheiten, nach Reporterart zusammengetragen, was uns Rivière bietet, sondern stets die großen Stimmungen: vom Dache von Notre-dame mit seinen phantastischen Wasserspeiern und strebenden Gialen blickt er weit über Paris, das tief unter ihm in Schnee gehüllt daliegt; oder ihn reizt die Seine, auf der es von Rähnen wimmelt, und hinten im kühnen Schattenriß ragend der Trocadero; oder im Weichbilde der Stadt die Schwaneninsel mit dem übergetretenen Wasser, das überall auf dem Boden blinkende spiegelnde Lachen bildet. Rivière liebt die Luft, besonders die nebelige Luft und das Wasser, die Erde ist ihm nur dieser beider Träger. Auf seinen Bildern tritt das Feste, das Skelettgebende nie nackt und brutal zu Tage, immer ist es in ein Meer feiner Stimmung gehüllt, die unendlich viel noch ahnen läßt. Für wen es ein für alle Mal feststeht, daß die Dächer rot und die Bäume grün, der Himmel blau, die Erde braun ist, der bleibe von diesen Bildern weg. Aber wer Gefühl hat für das wechselnde Stimmungsleben der Landschaft, der wird in



Pfiffigender Bauer. Von Walter Georgi. (Kunstbruderei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von V. G. Teubner in Leipzig.

diesen Werken immer neue Schönheiten entdecken.

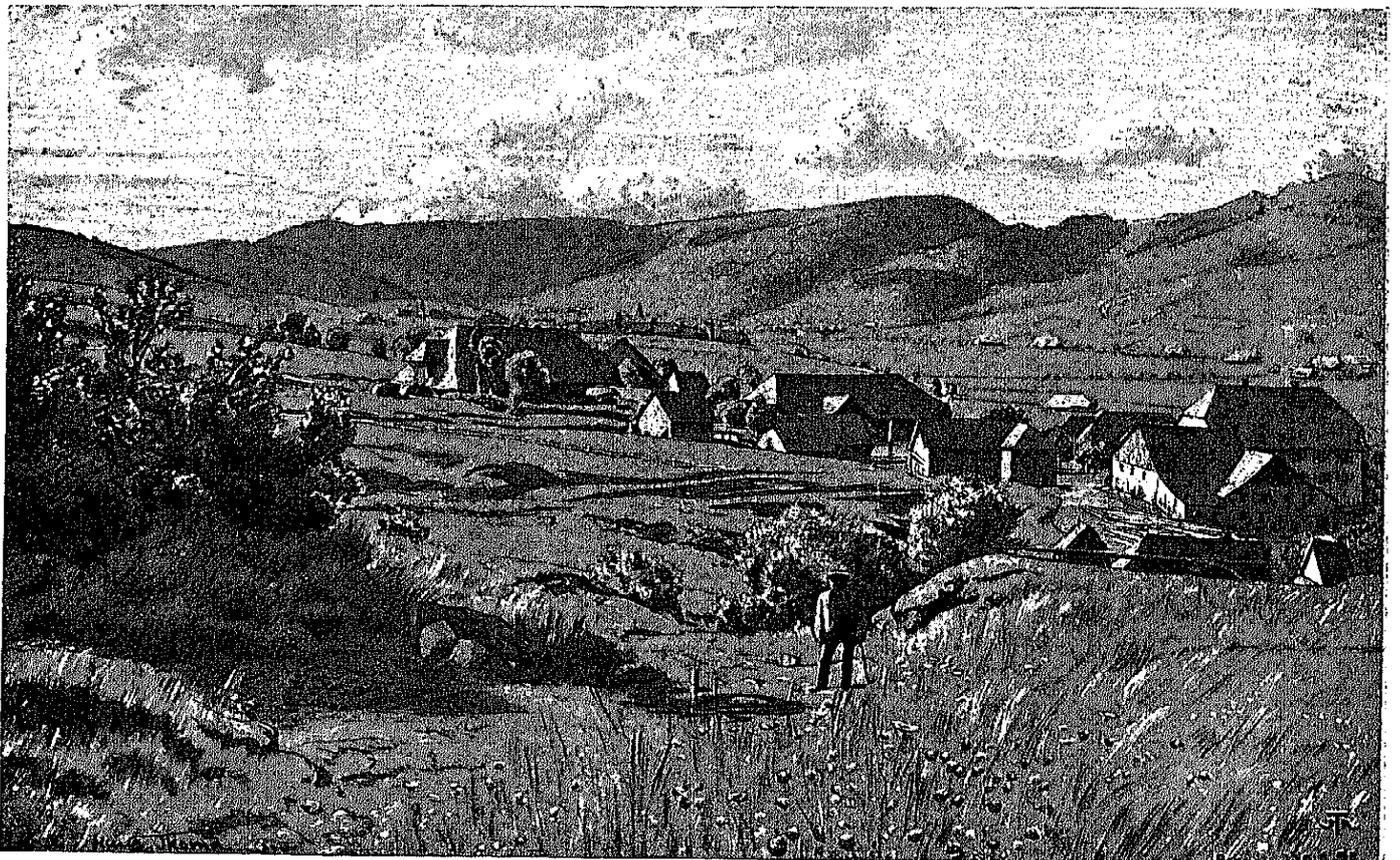
Dekorative Lithographien von so hervorragender Bedeutung haben wir in Deutschland zur Zeit leider noch nicht. Aber auch bei uns herrscht ein frischer Wind. In Karlsruhe erlebte man das seltsame Schauspiel, daß sich eine ganze Kunstakademie an den graphischen Künsten, besonders an der farbigen Lithographie, zu neuem Leben aufrichtete. Graf Waldreuth, Kallmorgen, Kampmann, Franz Hoch, Hans von Volkmann sind einige unter den vielen, die sich im Karlsruher Künstlerbunde zusammenschlossen. Ihre Werke sind erfreulicherweise allmählich so allgemein bekannt geworden, daß es nicht nötig ist, näher auf sie einzugehen.

Neuerdings haben auch die Bestrebungen, die dahin gerichtet sind, unsere Jugend zu künstlerischer Genußfähigkeit zu erziehen, besonders auf die farbige Lithographie hingewiesen. Die Leipziger Verlagsanstalten von Teubner und Voigtländer haben in dankenswerter Weise der Anregung die That folgen zu lassen. Für die von ihnen herausgegebenen Wandbilder für Schule und Haus ist eine große Zahl unserer besten Künstler thätig gewesen und noch thätig.

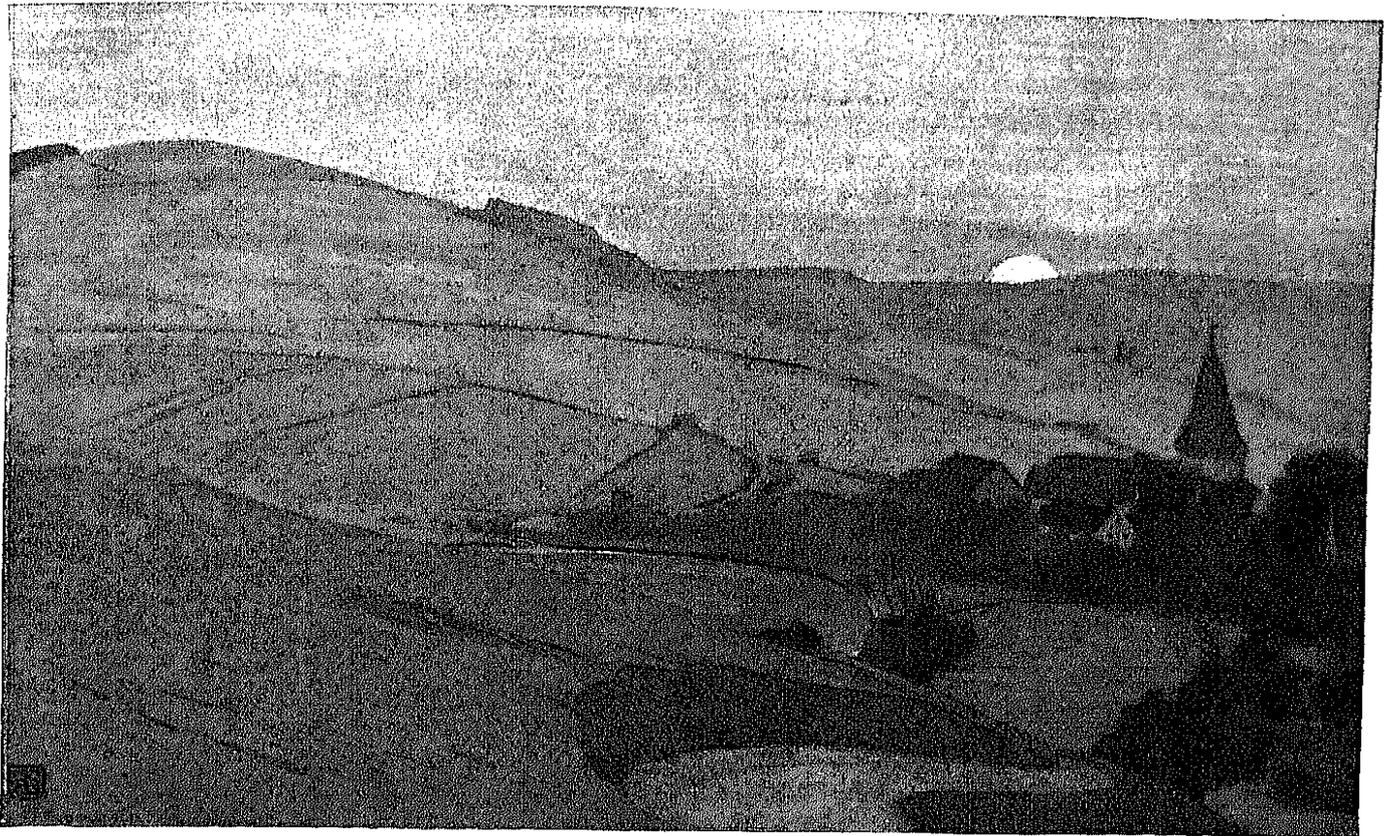
Außer Karlsruheern z. B. Otto Fischer, Walther Georgi, J. B. Ciffarz, Ludwig Dettmann, Albert Hauelsen, Angelo Janz, Arthur Kampf, Walter Leistikow, Franz Starbina. Hans Thoma hat uns ebenfalls schon so manches köstliche Blatt geschenkt.

Auch in die anderen graphischen Verfahren ist Farbenfreudigkeit gekommen. In Frankreich blüht der farbige Kupferdruck von einer Platte: Manuel Robbe, Alfred Müller u. a. Der Farbenholzschnitt ging bei den Japanern in die Schule und beweist in den Werken von Eckmann und Peter Behrens kräftigen Wagemut. Kurz überall, wohin man blickt im Gebiete der graphischen Künste, frisches, rühriges Leben, das noch viel erhoffen läßt.

Nun noch einige Worte über die Rahmen und das Aufhängen und Verteilen der Bilder an den Wänden. Aufgabe des Rahmens ist es, das Bild von seiner Umgebung abzuschließen, es als selbständiges Wesen erscheinen zu lassen. Farben, die im Wilde eine führende Rolle spielen, andererseits auch die der Tapeten darf der Rahmen nicht tragen. Ein passend getöntes Holz, innen mit einer schmalen Goldleiste versehen, wird den Zweck am besten erfüllen. Die progigen, unruhigen



Bernaau im Schwarzwald. Von Hans Thoma. Verlag von J. P. Schneider in Frankfurt a. M.



Mondaufgang. Von Gustav Kampmann. (Kunstbruderei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von W. G. Teubner in Leipzig.

Goldrahmen und die leichenbitterlichen schwarzen werden in neuerer Zeit, die sich in der Farbe erfreulicherweise nicht mehr so unsicher fühlt, Gott sei Dank immer seltener. Auch die Form der Rahmen erfordert allerhand Überlegung. Die besonders in Holland ausgebildete Art, bei der man gewissermaßen wie durch ein Fenster in das tieffigende Bild sieht, bringt den großen Nachteil mit sich, daß die hohen Rahmenleisten störende Schlagschatten auf die Bildfläche werfen. Die andere gebräuchliche Form, die von der Wand wegstrebend das Bild an der vorderen Rahmenfläche nur wenig vertieft birgt, raubt der Darstellung zwar kein Licht, tritt aber, zumal sie oft eine an Sargdeckel erinnernde Ausbildung erfährt, ebenso wie die zuerst geschilderte Form viel zu selbständig aus der Wand heraus. Am besten wird man flache Rahmenleisten verwenden, die in klarem Profil sanft nach außen hin ansteigen.

Auch das Befestigen der Bilder an den Wänden ist ästhetisch betrachtet durchaus keine so einfache Frage, als es scheinen mag. Die für die schönste geltende Lösung mit der verborgenen Nse und dem gleichfalls verborgenen Nagel hat nicht viel Befriedigendes.

Das moderne Kunstempfinden ist wahrheitsliebend bis zum Fanatismus. Beim aufgehängten Bilde will man auch sehen, daß es hängt. Man hat nun des Guten zuviel gethan, indem man die Bilder an langen, vom oberen Rande der Wände herunterhängenden Schnüren aufgeknüpft hat. Das wirkt unruhig. Eine lockere Schnur, an den beiden oberen Rahmenecken befestigt und so über einen Nagel gehängt, daß sie mit der oberen Rahmenkante ein flaches Dreieck umschließt, dürfte eine gute Lösung der Frage sein.

Was nun das Verteilen der Bilder auf die Zimmerwände betrifft, so ordne man sie zunächst nach ihren Charakteren in die einzelnen Räume ein. In dem einen Zimmer kann ein Bild ausgezeichnet wirken, in dem anderen gleich einem Nichts sein. Man schlage auch nicht eines mit dem anderen tot, lasse vielmehr jedem genügend Raum zur Entfaltung seines Wesens. Bilder sind Geistesaristokraten, sie lieben nicht die großen Gesellschaften, in deren allgemeinem Trubel jede Individualität verschwindet. Eine schön tapezierte Wand und darauf einige wenige, aber wirklich künstlerische dekorative Bilder, alles in Farben und Formen fein zusammen-

gestimmt, das ist's, was wir empfehlen möchten — als erste Etappe auf dem Wege zum Ideal.

Das, was hier im ganzen vorgebracht wurde, soll natürlich kein allgemein geltendes Rezept sein, ja es macht nicht einmal den Anspruch, den überreichen Stoff auch nur annähernd erschöpft zu haben; Anregung und einige Richtlinien wollte es geben. Im wesentlichen waren unsere Erörterungen der zur Zeit zu empfehlenden

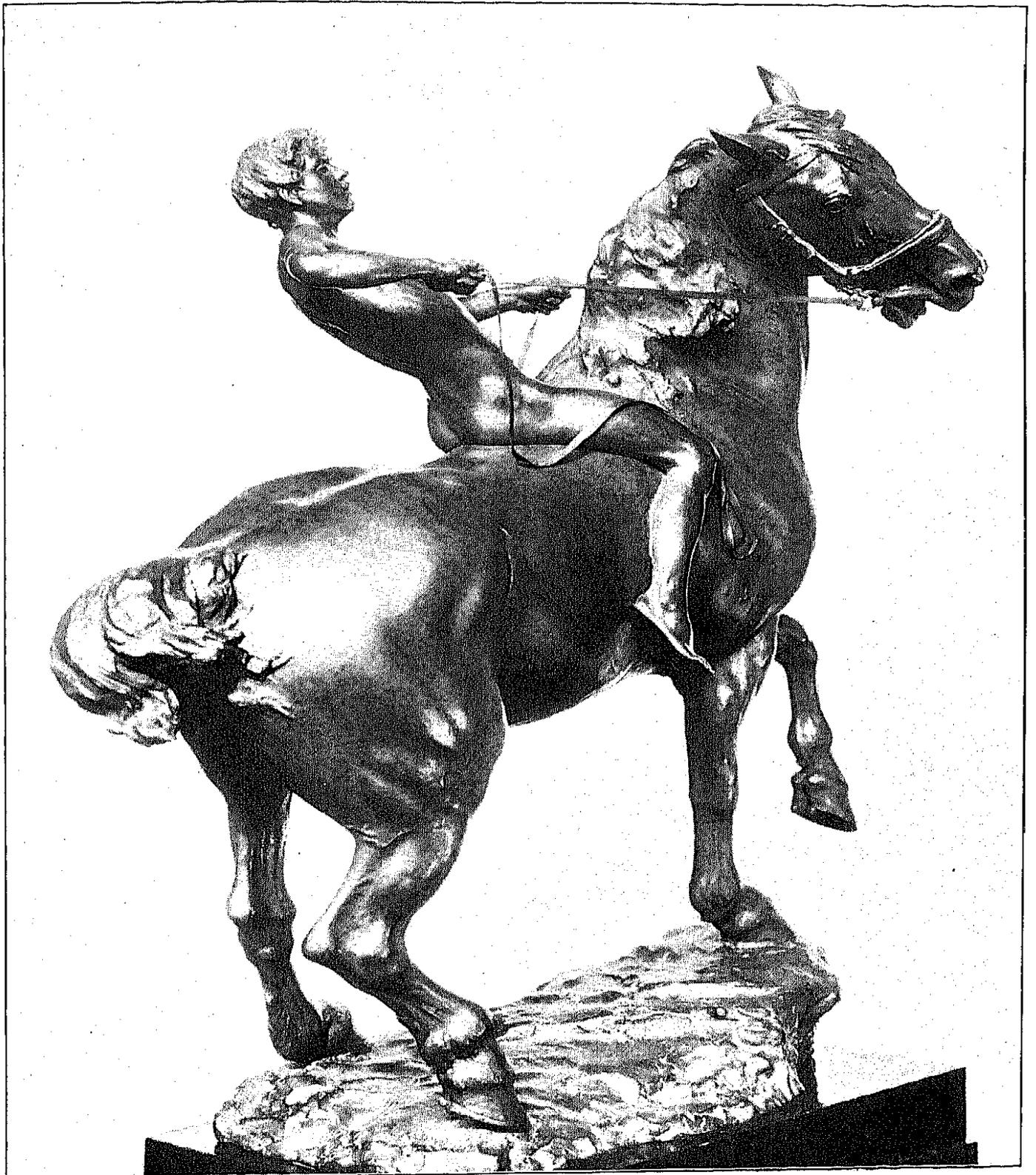
timieren. Und doch: recht verstanden, hat das Wort überreichen Inhalt. „Das Dekorative ist nicht das geringste am Bilde“, ähnlich hat sich Böcklin wiederholt geäußert, und wenn irgend möglich, sind seine Bilder in Hinblick auf ein bestimmtes Stück Wand gemalt. Auch sonst wird man ähnliche Meinung finden. Bilder, wie die von Ludwig von Hofmann, die Landschaften Leistikows, die von Eugen Bracht und seiner Schule — um nur einiges zu nennen —



Wogendes Kornfeld. Von Hans von Wolzmann. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von W. G. Teubner in Leipzig.

Praxis zugewandt, aber sie sollten doch auch allgemein etwas von den solange verkannten engen Beziehungen ahnen lassen, die zwischen Wand und Bild bestehen. Recht viel ist von der Wand und ihren Forderungen gesprochen worden und recht wenig vom Bilde. Oft, vielleicht zu oft haben wir dabei das Wort „dekorativ“ gebraucht; offen gestanden, immer mit einem gewissen Widerwillen. Denn ein Schlagwort ist stets abscheulich, und wieviel Thorheit und Unverstand sucht sich heutzutage nicht gerade mit diesem zu legi-

timieren. Und doch: recht verstanden, hat das Wort überreichen Inhalt. „Das Dekorative ist nicht das geringste am Bilde“, ähnlich hat sich Böcklin wiederholt geäußert, und wenn irgend möglich, sind seine Bilder in Hinblick auf ein bestimmtes Stück Wand gemalt. Auch sonst wird man ähnliche Meinung finden. Bilder, wie die von Ludwig von Hofmann, die Landschaften Leistikows, die von Eugen Bracht und seiner Schule — um nur einiges zu nennen —



In die Schwemme. Bronze von Prof. Robert Pötzelberger-Stuttgart.
(Münchener Jahres-Ausstellung, Glaspalast, 1902.)